

Aber es war ein schwerer Irrthum, solch ein Doppelverhältnis auf die Dauer für möglich zu halten.

Wenn der Maire Friedrich Schützenberger im Jahre 1838 bei der dritten Säcularfeier des Straßburger Gymnasiums einen Trinkspruch mit dem Wunsche schloß: „Mögen unsere Söhne und Enkel fortfahren, unser altes Volksthum zu pflegen, mögen sie, Franzosen dem Herzen nach, nie aufhören, Straßburger zu sein“ — so lag darin schon eine abwehrende Wendung gegen das allzuwillige und allzuwöllige Verlassen deutscher Art, das immer mehr und mehr einriß. Und hierüber läßt der poetische Drechslermeister Daniel Hirz keinen Zweifel, wenn er den Maire mit den Worten lobt:

Der Väter Sitten und ihr Sproch,
Die sinn 'm nit zum Ekel noch,
Straßburger isch er un wills bliwe,
Wenns andri noch so afficht triwe.

Das „affichte Treiben“ nahm eben von Jahr zu Jahr zu. Der böse Feind säte wälsches Unkraut unter den deutschen Weizen. Die beständige Sprachvertauschung führte nachgerade das Gegentheil jener Auszeichnung der Nationalvorurtheile herbei, welche man sich von der Doppelstellung einst versprochen. Die Gleichgiltigkeit gegen die angestaunte Natur wuchs immer verhängnisvoller. Schon begann in den fünfziger Jahren das heranwachsende Geschlecht sich einer Sprache zu schämen und eine Litteratur zu ignoriren, „die doch — wie sich der wackere Eljässer Gustav Mühl ausdrückt — bis in die letzte Zeit die kräftige Muttermilch der Gebildeten unter uns gewesen und die, zu unserer eigenen Schande sei es gesagt! gerade jetzt wieder reichlichere Anerkennung in Frankreich selbst findet.“

Zuerst war es selbstverständlich, daß ein eljässischer Gelehrter deutsch schrie, dann wechselte man wol mit beiden Idiomen ab, und zuletzt konnte es vorkommen, daß ganze schriftstellerische Existenzen innerhalb des französischen Sprach- und Kulturgebietes ihre Stelle suchten. War es doch ein Mittel den Erfolg zu sichern. Deutschgeschriebene Zeitschriften, welche den heimatlichen Interessen dienten,